

Ist die APO am Ende?

Ein paar bittere Bemerkungen über die Studentenrebellion der letzten Monate

Die Tage der großen Studentenproteste scheinen vorüber zu sein. In Berlin ist eine Rückorientierung auf universitäre Probleme eingetreten. In Frankfurt grübelt der SDS darüber nach, warum ihm ein Großteil der Studenten die Gefolgschaft aufgekündigt hat. In Erlangen-Nürnberg hat sich eine knappe Mehrheit (53 Prozent) gegen ein politisches Mandat der Studentenvertretung ausgesprochen. Der Verband Deutscher Studentenschaften strich einen Studententag über „Restauration in der Bundesrepublik“ ersatzlos vom Programm. Und in Würzburg sicherten Wachmänner des Liberalen Studentenbundes die Universitätsinstitute vor Übergriffen linker Kommilitonen.

Es ist wohl nicht mehr zu früh, der Studentenrevolte der Jahre 1967/68 einen Nachruf zu widmen. Sie hat sich, weil sie die Brücke zu anderen Schichten der Bevölkerung nicht schlagen konnte, in letzten sinnlosen Aktionen verzehrt. Die angeschlagene Obrigkeit hat sich wieder gefangen und trägt nun die Auseinandersetzung auf einem Gebiet aus, auf dem sie nicht zu schlagen ist: in den Gerichtssälen. Schlimmer noch: sie hat Verbündete im studentischen Lager gefunden, die, mit verwaltungsgerichtlichen Entscheidungen in der Tasche, die AStAs in das Ghetto der Hochschulen und Universitäten zurückzwingen. Ein schöner Traum — der zuletzt gar nicht mehr so schön war — ist ausgeträumt. Und auch in den Gewerkschaftsbüros ist man der lästigen Auseinandersetzung mit einer Avantgarde ledig, die so manchem Funktionär als Stoßtrupp einer anarchischen Gesellschaft erscheinen mußte.

I

Aufstieg und Fall der Jugendrebellion lassen sich in groben Zügen an den verschiedenen Höhepunkten der Auseinandersetzung mit dem Establishment ablesen. Blenden wir zurück auf die dramatischen Ereignisse während des *Schah-Besuchs* in der Bundesrepublik. Die Schüsse vom 2. Juni 1967 vor der Deutschen Oper in Berlin, denen der Student *Benno Ohnesorg* zum Opfer fiel, setzten ein bundesweites Fanal. Die Republik demaskierte sich in den Augen nicht nur von Studenten als Zweckverband der Herrschenden, der dem Aufbegehren der Straße nur mit Polizeistaatsmethoden zu begegnen wußte.

Vorausgegangen war eine ekelerregende Hetzkampagne der Westberliner Frontstadtpresse, allen voran die *Springer-Blätter*, die auch vor Entstellungen, Halbwahrheiten und schlichten Unwahrheiten nicht Halt machte. Sie sollte in der Folge noch eskalieren. Die Bewegung hatte ihren ersten Märtyrer und sie hatte — was unendlich wichtiger war — Gegner, die in geradezu klassischer Weise ein autoritäres, postfaschistisches Zerrbild lieferten.

Vorausgegangen war natürlich auch der vergebliche Versuch, die Universitäten von innen heraus zu reformieren. Die Zeit der Denkschriften und Memoranden hatte nur höflich kaschierte Gähnkrämpfe der Universitätsinstanzen auslösen können. Das alles und die unheilige Notstandsallianz der großen Bundestagsparteien mußten den bewußteren Teil der Jugend nahezu zwangsläufig zu der Erkenntnis führen, daß diese Gesellschaft nicht mehr von innen heraus, sondern nur noch durch revolutionäre Akte zu verändern wäre.

Es folgte die Zeit der Hochblüte studentischer Aktionen. In Bremen, Dortmund, Freiburg und anderswo kam es zur Solidarisierung weiter Teile der Bevölkerung mit dem Jugendprotest gegen die drakonischen Erhöhungen der Straßenbahntarife. In Berlin

blies der Senat zur unheiligen Hatz auf alle Rebellen und mobilisierte die Spießerstinstinkte in der Bevölkerung. Auch hier gab es zwei Höhepunkte, die zwar nicht auf die Westberliner, wohl aber auf viele Bürger in der Bundesrepublik nachhaltig wirkten. Einmal die Vietnam-Demonstration der Zehntausend, die nur durch den Spruch besonnener Richter nicht in eine Prügelorgie ausartete, zum anderen die Farce, die als „Freiheitskundgebung“ unrühmlich in die Annalen der Dreisektorenstadt einging. Dieses Stadtreiment, samt den mit ihm verbundenen politischen Parteien und gesellschaftlichen Organisationen, zeigte sich als hysterischer Bürgerblock, unfähig zur demokratischen Auseinandersetzung, aber gewillt, mit neuen Pogromen die alten Vorurteile über die Zeit zu retten.

Es folgte am Gründonnerstag dieses Jahres das verbrecherische Attentat auf den Berliner SDS-Vorsitzenden *Rudi Dutschke*. Es sollte der Funke im Pulverfaß werden. Die Springer-Druckereien in der ganzen Republik glichen belagerten Festungen, und auf den bundesdeutschen Großstadtstraßen lieferten sich junge Rebellen und schlagstockbewehrte Ordnungshüter erbitterte Gefechte. Es zeigte sich, daß für unseren Staat die Gewerbefreiheit (nicht die Pressefreiheit, wie man immer irrtümlich behauptete) der Güter Höchstes ist. Erstmals sah sich die Bundesrepublik in ihrer Existenz infrage gestellt und reagierte entsprechend. Wohl kaum bewußt, aber deswegen nicht weniger zimperlich in der Wahl der Mittel. Spätestens in dieser Phase — spätestens nach der Karfreitagnacht — hätten die ideologischen Wortführer des Aufstands im SDS-Lager auf gewaltlosen Widerstand umschalten müssen, um die Bewegung zu retten. Indes: man wollte die Grenzen nicht sehen und hielt jede im Straßenkampf erlittene Blessur für einen Markstein zur revolutionären Bewußtwerdung der Massen.

Eines kann und muß man den Akteuren der Ostertage zugute halten: Aufstände dieser Art haben ihre eigenen Gesetzmäßigkeiten. In der Konfrontation mit der Polizei schwindet die rationale Zurückhaltung. Die Antwort auf Schlagstock und Wasserwerfer ist nicht nur in der Bundesrepublik der Pflasterstein. Man mag das beklagen, aber das kann nur jemand tun, der solche Auseinandersetzung nicht selber einmal miterlebt hat. Daß sich die total übermüdeten und überreizten Polizisten zu wahren Prügelorgien hinreißen ließen, hat die Lage nur noch auswegloser gemacht. Am Ende dieser heißen Tage zählte man zwei Tote und mußte die totale Entfremdung der Protestierenden vom ordnungshungrigen Volk der Bundesbürger konstatieren.

Das war, für jeden, der sehen wollte, der Anfang vom Ende. Spätestens jetzt hätten die Wortführer der Jugendrebellion übergehen müssen auf den sicher langwierigen, trotzdem aber letztlich erfolgversprechenden Weg der Agitation unter der verschreckten Arbeiterschaft und in den Gewerkschaften. Man hat es nicht getan. Eine neue, große Aufgabe schien zur Fortsetzung des aktiven Kampfes zu zwingen: die Auseinandersetzung um die *Notstandsgesetze*.

Der letzte große Studentenprotest — diesmal gemeinsam mit vielen Gewerkschaftern - markierte gleichzeitig auch den Schlußpunkt der Revolte. Die Demonstration in der Bundeshauptstadt war zwar eindrucksvoll und besonnen, aber sie trug von vornherein den Stempel der Vergeblichkeit. Unter den Studenten weckte sie nur den Wunsch nach massiverer Gangart. Noch einmal ruhte — teilweise eine ganze Woche lang — der Studienbetrieb an den bundesdeutschen Hochschulen. Noch einmal fand sich die unruhige akademische Jugend zu Zehntausenden in permanenter politischer Diskussion. Noch einmal mißverstand der SDS die latente Unruhe als revolutionäres Fanal und schritt zum pseudorevolutionären Kasperletheater — etwa zur Besetzung der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität in Frankfurt. Dann war das Feuer ausgebrannt und die Obrigkeit räumte die letzten Revoluzzer von den Barrikaden.

II

Dieser Abgesang auf die Jugendrebellion und die sie tragenden Kräfte könnte hämisch sein — er muß eher traurig ausfallen. Vieles, was die Studenten anstrebten, war ja richtig und berechtigt — nur in der Gesamtheit erwies sich die Revolte als gigantische Fehlspekulation. Und die Akteure taten das erdenklich Mögliche, die eigene Niederlage zu beschleunigen.

Zählen wir das Positive der Jugendrevolte. Zweifellos hat sie zu einer Politisierung eines Teils der Bevölkerung geführt. Sie hat die Jugendorganisationen der Parteien dazu gezwungen, entschiedener Standort zu beziehen. Sie hat unter der organisierten Gewerkschaftsjugend mehr Widerhall gefunden, als so manchem Gewerkschaftsvorsitzenden lieb sein könnte. Sie hat die versteinerte Struktur unserer Hochschulen bloßgelegt und (hoffentlich) den entscheidenden Anstoß zu tiefgreifenden Reformen gegeben. Sie hat der Selbstüberschätzung der herrschenden Kräfte einen Stoß versetzt. Sie hat die Wohlstandsideo-logie als das entlarvt, was sie ist: ein höchst fragwürdiger Fetisch, dem nachgelaufen zu sein unseren Bundesbürgern das denkbar schlechteste Zeugnis ausstellt. Sie hat die durch allerlei soziale Zugeständnisse überkleisterte Klassenstruktur unserer Gesellschaft offenbart. Sie hat das Problem der übermäßigen Pressekonzentration in den Händen von Axel Cäsar Springer und deren konsequenten politischen Mißbrauch schlaglichtartig erhellt. Und sie hat die Versteinigung und Verkrustung unseres gesamten gesellschaftlichen und staatlichen Lebens in unser Bewußtsein gerückt.

Zum erstenmal auch — und das erscheint noch wichtiger — ist es zu einer breiten Linksbewegung unter der akademischen Jugend gekommen. Diese Bewegung war so umfassend, daß selbst der Ring Christlich-demokratischer Studenten und Teile der Burschenschaft zu progressiven Termini greifen mußten, um sich noch verständlich machen zu können. Sie hat schließlich so manchen akademischen Lehrer gezwungen, aus der Unverbindlichkeit des theoretisierenden Forschers hervorzutreten und vor seinen jungen Hörern eindeutig Front zu beziehen. Auch die Kirche hat sich dieser Konfrontation nicht entziehen können. Es hat Geistliche gegeben, wie Hamburgs Professor *Thielicke*, die in der Stunde der Anfechtung in einem sehr, sehr trübem Licht erschienen, und andere, wie Berlin-Brandenburgs Bischof *Kurt Scharf*, die sich nicht scheuten, das Anliegen der jungen Menschen vor der Senatsobrigkeit zu vertreten.

Das alles waren höchst erfreuliche Erscheinungen und Folgen der Revolte. Jetzt, da sie in Agonie liegt, ist zu befürchten, daß so manches wieder in Vergessenheit geraten wird. Daß der obsiegende Apparat weniger denn je geneigt sein wird, selbstkritisch an die so dringend notwendige Reform an Haupt und Gliedern zu gehen und daß konter-revoltierende Kräfte unter der Studentenschaft auch die Ansätze der Hochschulreform mitverschütten helfen. Um so dringender erscheint die Untersuchung, warum die Rebellion nach ermutigendem Anlauf mit einem Fehlschlag endete.

III

Dem Aufstand der Jungen fehlte von Anfang an ein positives Ziel — es ist bis heute nicht formuliert worden. Die erbitterten Attacken gegen das Bestehende verschlei-erten nur unvollkommen die Tatsache, daß im Grunde niemand genau formulieren konnte, was man an die Stelle der überkommenen Herrschaftsstrukturen zu setzen gedachte. Ein bißchen Anarchie, ein Quentchen Rätenspielerei, ein paar Brocken *Lenin* und *Mao Tse Tung*, viel idealisierende Bewunderung für *Ho Tschih Minhs* nationalen Kommunismus, ein Schuß elitäres Denken des Professor *Marcuse* und der abgrundtiefe Widerwillen gegen die parlamentarische Ordnung heutiger Ausprägung ergeben noch kein Ziel, das revolutionären Strömungen einen langen Atem verleihen könnte. Dazu kam das Sozio-

logen-Rotwelsch, der unausrottbare Fachjargon der SDS-Ideologen, der ein Übergreifen studentischer Vorstellungen auf andere Bevölkerungskreise von vornherein ausschloß.

Je größer der Zulauf aus der Studentenschaft war, um so herrischer, unduldsamer — ja arroganter — gebärdete sich die Führung. Wohlmeinende unter der Professorenschaft, Journalisten und Gewerkschafter wurden ohne Not gezielt vor den Kopf gestoßen. Diskussionen arteten immer mehr zu Sprechchor-Happenings aus. Man zitierte die Politiker, die zur Aussprache bereit waren, vor öffentliche Anklage-Foren und beklatschte begeistert die albernen Clownerien *Fritz Teufels* und Gleichgesinnter. Man konnte so manche Diskussion zwischen Studenten und aufgeschlossenen Arbeitern miterleben, in der den fragenden Werk tätigen erst einmal ihre gesellschaftspolitische Unreife attestiert wurde. Ein drittklassiger Propagandist der etablierten Parteien hätte nicht törichter um Verständnis und neue Mitstreiter werben können. Es war die fruchtlose Zeit der endlosen teach-ins, die im Grunde nur der eigenen Selbstbeweihräucherung dienten.

Lange vor ihrer Erschöpfung hatte die Jugendrevolte sektiererische Züge angenommen. Hatte sie sich eines Vokabulars der Verbalinjurien und höhnischen Kränkungen bedient, die jede fruchtbare Diskussion von vornherein ausschloß. Diese Bewegung war angreifbar geworden. Sie ließ sich ohne große Mühe durch eine Darstellung rhetorischer und tatsächlicher Exzesse diffamieren. Das Gezeter der Springer-Presse von studentischem Mob und Terror fand plötzlich Widerhall auch in jenen Kreisen, die anfangs die Berechtigung der Rebellion durchaus anerkannten. Als dann schließlich auch noch das böse Wort von den „Arbeitverrätern“ vor den Fenstern der Gewerkschaftshäuser ertönte, glich so manches DGB-Haus einer eingeeigelten Bastion.

IV

An dieser Stelle sei angemerkt, daß der Prozeß der Entfremdung zwischen protestierender Jugend und Gewerkschaftsbewegung nicht einseitig nur von den Studenten ausgelöst wurde. Jahrelang hatten sich die Gewerkschaften als erbitterte Gegner der verfassungsaushöhlenden Notstandsgesetze erwiesen. Und sie waren immer vereinsamtere Rufer in der Wüste geworden. Plötzlich erhielten sie Zulauf, mit dem sie im Grunde nicht viel anzufangen wußten. Stürmisch forderten die Studenten die Ausrufung des Generalstreiks zu einer Zeit, da DGB und Einzelgewerkschaften schon dem Gedanken an kurzfristige Demonstrationsstreiks abgeschworen hatten. *Ludwig Rosenberg*, *Otto Brenner* und andere hatten wiederholt — und lange vor den entscheidenden Beratungen im Bundestag — ihre Unterwerfung unter die Parlamentsbeschlüsse signalisiert. Sie konnten objektive Gründe dafür angeben; so z. B. daß die Arbeiterschaft gegen ein solch abstraktes Gesetzesvorhaben nicht zu mobilisieren sei. Aber sie konnten nicht leugnen, daß in den zurückliegenden Jahren eben doch zu wenig getan worden war, die Organisierten auf die Kraftprobe mit dem Parlament vorzubereiten. Die Frage steht ohnehin, ob man das jemals gewollt hat.

Die Widersprüche zwischen rhetorischem Anspruch und tatsächlichem Handeln konnten den Studenten nicht verborgen bleiben. Sie, die zu hoch gespannte Hoffnungen auf die Gewerkschaften gesetzt hatten, reagierten mit erbitterter Enttäuschung. In dieser Phase sind Worte auf beiden Seiten gefallen, die man besser der Vergessenheit überantwortet. Noch heute soll es Gewerkschaftsfunktionäre geben, die allergisch auf langmähnige, bärtige Jugendliche reagieren, und gibt es Studenten, die den DGB und seine Organisationen am liebsten gleich auf den Müllhaufen der Geschichte werden würden. Den herrschenden Kreisen — und warnend sei gesagt: 1969 wird die SPD nicht mehr dazugehören — kann das nur recht sein.

An diesen Mißverständnissen und objektiven Unzulänglichkeiten auf beiden Seiten dürfte eigentlich ein Bündnis nicht scheitern, das weniger auf persönlicher Sympathie,

als auf der Parallelität der Interessen gegründet sein müßte. Wer Mitbestimmung in der Wirtschaft fordert, der wird auch die Demokratisierung der Hochschulen wollen und umgekehrt. Die soziale Abhängigkeit in einer kapitalistischen Gesellschaft drückt auf beide Bevölkerungsschichten. Den Abbau des Bildungsmonopols haben sich Studenten und Gewerkschaften zum Ziel gesetzt. Die Pressekonzentration ist nicht nur ein studentisches Problem. Das Recht auf Demonstration dürfen sich Gewerkschaften und Studenten nicht schmälern lassen. Neokolonialistische Kriege widersprechen den Grundauffassungen beider. Die Liste der Gemeinsamkeiten ließe sich fortsetzen. Belassen wir es bei diesen wenigen markanten Punkten.

V

An der Bahre der verendeten Jugendrevolte — die so gern Revolution sein wollte und an dem Unvermögen, dies zu erreichen, zerbrach —, soll eine Möglichkeit der Wiederbelebung nicht vergessen werden. Die Rebellen von 1967/68 sind wie weiland David gegen den Goliath angetreten und haben ganz übersehen, daß der Judäer damals neben einer gehörigen Portion Gottvertrauen auch die effektivere Duellstrategie mitbrachte. Die Davide der nächsten Semester tun gut daran, gründlich vorher zu erforschen, wo der Goliath verwundbar ist. Wenn man an Goliaths Panzer klopft, wird man ihn kaum bewegen; Juckpulver in der Rüstung dürfte dagegen sehr viel nachhaltigere Wirkung zeitigen.

Wenig kleine Minderheiten bestimmen hierzulande die Politik in den Parteien und gesellschaftlichen Organisationen. Nur selten sind sie dem Windhauch des Wettbewerbs ausgesetzt. Allzu häufig betrachten sie ihr Partei- oder Organisationsamt als persönliches Lehen, und ihre Entschlüsse scheinen ihnen schon deshalb weise zu sein, weil sie selbst sie gefällt haben. Wie wäre es, wenn die Studenten Dutschkes Rat des langen Marsches durch die Institutionen wirklich beherzigten? Der Möglichkeiten gäbe es viele, und das Beispiel der Berliner SPD zeigt, wie unangenehm den jetzigen Verwaltern der Macht wirkliche Mitarbeit in den unteren Gremien, die sich dann natürlich auch politisch in den übergeordneten Instanzen bemerkbar machen würde, wäre.

Um das zu tun, muß man das bundesrepublikanische System ja nicht gleich lieben. Es genügt, wenn man seine Spielregeln beachtet und konsequent anwendet. In einer Demokratie ist jede Position disponibel. Ein scharfer Wettbewerb sollte dafür sorgen, daß der jeweils Fähigste in der Zeit, in der er wirklich etwas leisten kann, Macht ausübt. Die Tatsache, daß die Demokraten fehlen, die diesen permanenten Wettbewerb auch praktizieren, hat zu den Verkrustungen unserer Ordnung geführt. Daß Wahl Auswahl heißt, die absolute Respektlosigkeit vor den Inthronisierten, der Zwang zur ständigen Rechenschaftslegung könnte durch ein studentisches Engagement in den Parteien und Organisationen gefördert werden. Sicher, sie wären auch in diesen Gruppierungen Minderheiten, aber sie wären schon rein zahlenmäßig der etablierten innerparteilichen Macht ebenbürtig.

Regieren dürfte dann noch um ein Jota schwieriger geworden sein. Aber: wollen wir leugnen, daß uns allen eine solche Blutauffrischung zum Vorteil gereichen würde? Nur wenn man das ganze System samt seinen Bürgern für hoffnungslos unfähig zur Veränderung hält, sucht man nach anarchischen Auswegen. Dann aber wäre es wohl besser, um mit *Bert Brecht* zu reden, die Jungrevolutionäre schafften das Volk ab und wählten sich ein neues.

Von den Restbeständen der außerparlamentarischen Opposition wird die hier unterstellte Agonie der Revolte lebhaft bestritten. Es heißt, man sei zur Zeit damit beschäftigt, die Aktivitäten des vergangenen Frühjahrs kritisch zu durchleuchten und die Strategie für Aktionen im kommenden Herbstsemester festzulegen. Die Wortführer haben sich

zurückgezogen, um ihre vorrevolutionären Erfahrungen literarisch zu verarbeiten. Eine große Streitschrift wider *Habermas* soll im Entstehen sein. Die Republikanischen Klubs in den deutschen Groß- und Universitätsstädten sollen betonter als bisher Zentren des künftigen Widerstandes werden. Des „Flugsands“ ledig, soll die revolutionäre Kerntruppe den Prozeß der politischen Bewußtseinsbildung weiter vorantreiben.

Man wird sehen, was an dieser Selbsteinschätzung richtig und was Illusion ist. Allein die Vokabel „Flugsand“ — in diesen Wochen oft zu hören — ist verräterisch. Was soll man von einer Bewegung halten, die in sporadischen Aufläufen Zehntausende bindet, diese dann wieder abstößt und glaubt, solche Aktionen nach Belieben wiederholen zu können. Was soll man von einem David halten, der schon wieder vor dem Duell stolz seinen kleinen Stein herumzeigt, ihn beschreibt, abschleift, damit er schön rund wird, und darüber vergißt, die Schleuder zu konstruieren?

Der Angriff soll also wieder aus der ganz linken Außenseiterposition heraus geführt werden. Sie wollen mit dem gleichen Totalitätsanspruch auftreten, der ihnen schon einmal die Sympathien der Gutwilligen gekostet hat. Es soll erneut eine Revolution von oben sein, und man will sich wiederum wenig darum kümmern, ob es in diesem Lande objektive revolutionäre Situationen gibt oder nicht. Das sei der Überschwang der Jugend — könnte man meinen. Aber *Rudolf Augstein* hat einmal mit Recht darauf hingewiesen, daß diese Entschuldigung für die Führung der SDS nicht gilt. So jung ist sie nicht mehr und nach ihrem Bildungsgang müßte ihr die Kenntnis der gesellschaftlichen Mechanismen in Fleisch und Blut übergegangen sein.

Nun hat der Glaube an die eigene Mission schon so manchen Berg versetzt. Allerdings: Augenzeugenberichte solch wundersamer Erfolge lassen schlußfolgern, daß es weniger der Glaube war und nicht einmal der missionarische Eifer, die den Ausschlag gaben, sondern die günstige gesellschaftspolitische Konstellation. Man kann versuchen, den Prozeß zu beschleunigen; die Dinge auf den Kopf zu stellen, geht nicht.

Am 30. April 1967 schrieb *Che Guevara* in sein Tagebuch: „Der Zustand völliger Isolierung dauert an ...“ und eineinhalb Monate später meditierte er: „Ich bin 39 Jahre alt geworden und komme unerbittlich in das Alter, in dem ich über meine Zukunft als Guerillakämpfer nachdenken muß ...“ — Man kann mit der falschen Strategie auch in bundesdeutschen Großstädten vereinsamen. Alternde Revolutionäre haben wir bei der APO noch nicht, allenfalls alternde Rebellen, die über ihre Zukunft nachdenken und ... Bücher schreiben.